

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Auerbach, Bertold: Die feindlichen Brüder

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Neues daraus zu beweisen. Federle war wirklich gespannt. „Schriftsteller sage Sie, und im Paß steht — —“

„Donner!“ der hatte nur zu sehr recht. Federle sah sich aufs mal in einer Zwickmühl, und das gleich in einer ganz gefährlichen, in einer Kreuzmühl. Das war freilich der wunde Punkt, und der hatte ihn entdeckt. Jetzt, du liebes Herrgöttle von Viberach, da mußte er freilich hupsen, wenn die Zwickmühl ihn nicht abfangen sollte.

Und so hupste er mit dem ganzen Eifer einer durch Notlage aufgepeitschten Beredsamkeit durch seine Gedankenwelt, und nun war er am Melken und erzählte von Brotberuf und ideellem Beruf. Daß man den Brotberuf in der Jugend erlernt, und der als Pflichtberuf kommt in den Paß. Der ideelle Beruf kommt erst viel später, und kommt dann bei weitem zu spät und dappyt nun hinterdrein wie ein betrogenes Maidli, wenn eine andere am Altar steht, wo es stehen sollt. Eigentlich gehörte der ideelle Beruf in den Paß, denn er ist die erste Lieb', die weil er angeboren ist, und der andere bloß angelehrt. Der ideelle Beruf sei der höhere, aber er komme halt zu spät, die weil der Brotberuf sich an die Ferse hefte, g'rad' wie ein schlechter Ruf. Er stehe im Paß und in allen Ausweisepapieren mit dem Eigensinn, der allen Stümpfern zu eigen. Schriftsteller sei eben ein Talent, eine Gabe. Aber bis die Gabe sich durchgerungen, den äußeren Widerständen meistens zum Trotz, bis dieser ideelle Beruf zum Brotberuf geworden, müsse man Steine klopfen, wenn man nicht verhungern wolle. Jawohl, Steine klopfen müsse man!“

Federle hielt erschöpft inne. Doch um es ja gutzumachen, setzte er noch einmal an: „Und dann müssen Sie doch auch wissen —“ Damit war er aber auch schon wieder am Ende, denn er hatte weder einen Lungen- noch einen Hirn-atem mehr, sein Zuhörer aber auch kein Ohr.

Damit hatte er eigentlich gesiegt. Und er hatte wirklich gesiegt. Gegen solche Einwürfe sah sich der Gendarm offenbar machtlos. Aber durst' er den Sieg Federles auch zugeben? Das war doch eine Sache für sich, und im Ansehn der sonst leidenden Staatsgewalt nahm er denn noch einmal sein ganzes Fassungsvermögen zusammen und raffte sich zu der wunderbaren Schlußrede auf (dem Reinfall zum Trotz): „Aber jell muß ich Ihnen doch noch sage; Frühnder oder später kommt's doch noch einmal 'raus, merke Sie sich jell!“ Damit verließ er den Schauplatz trotz seines Reinfalls als Sieger.

Frühnder oder später!

Federle versprach es feierlich und schmunzelnd. Er hofft, — mit diesen Zeilen nicht allzuspät sein Versprechen eingelöst zu haben.

Die feindlichen Brüder.

Von Bertold Auerbach.

In der spärlich bewohnten kalten Gasse, „der Kruebis“ genannt, steht ein kleines Häuschen, das außer einem Stall und einem Schuppen nur drei zum Teil mit Papier zugestrichelte Fenster hat; oben am Dachfenster hängt ein Laden nur noch an einer Angel und droht jeden Augenblick herunterzufallen; neben dem Hause ist ein kleines Gärtchen, das noch durch einen der Länge nach hindurchlaufenden Zaun von dürren Dornen in zwei Hälften geschieden ist. In dem Hause wohnten zwei Brüder schon seit vierzehn Jahren in unabänderlicher Feindschaft. Wie im Garten, so war auch im Hause alles geteilt, von der Dachkammer bis hinab in den kleinen Keller; die Falltüre war offen, aber drunten hatte jeder seinen durch Latten abgetheilten verschlossenen Raum, auch sonst waren an allen Türen noch Hängegeschlöffer befestigt, als ob man stündlich den Ueberfall von Dieben fürchte; der Stall gehörte dem einen, der Schuppen dem andern Bruder; kein Wort wurde im Hause vernommen, wenn nicht bisweilen einer laut vor sich hin fluchte.

Michel und Konradle, so hießen die beiden Brüder, waren beide schon sehr bei Jahren und beide unbeweibt; dem Konradle war seine Frau früh gestorben, und er lebte nun so für sich allein, der Michel war immer ein Einspänner, d. h. nie verheiratet gewesen.

Eine blauangestrichene lange Kiste, eine sogenannte Bankkiste, war die erste Ursache des Bruderhasses.

Nach dem Tode der Mutter sollte alles geteilt werden; die im Dorfe verheiratete Schwester hatte schon ihr Pflichtteil bekommen. Der Konradle behauptete, er habe die Kiste aus seinem eigenen Gelde gekauft, das er sich als Wegknecht durch Steinschlagen auf der Straße verdient, er habe sie nur der Mutter geliehen, und sie sei sein eigen; der Michel aber behauptete, er habe der Mutter Brot gegessen und habe somit kein eigenes Vermögen. Nach einem persönlich heftigen Streit kam die Sache vor den Schultheiß und sodann vor das Gericht, und es wurde entschieden, daß, da die Brüder nicht übereinkommen könnten, alles im Hause samt der Kiste verkauft und der Erlös geteilt werden sollte. Ja, das Haus selber wurde versteigert, da sich aber kein Käufer dafür fand, mußten es in Gottes Namen die Brüder behalten.

Die Brüder mußten nun ihre eigenen Sachen, ihr Bett und anderes öffentlich wieder kaufen; das machte dem Konradle manchen Kummer, denn er hatte etwas mehr Empfindung als gewöhnlich. — Es gibt in jedem Hause mancherlei Dinge, die keinem Fremden für Geld zu haben

sind, sie sind viel mehr wert, als man eigentlich dafür bezahlen kann, denn es haften Gedanken und Lebenserinnerungen daran, die für keinen andern in der Welt Wert haben.

Solche Sachen müssen sich still von Geschlecht zu Geschlecht forterben, dadurch bleibt ihr steter innerer Wert unangetastet; muß man sie aber erst wieder aus den Händen anderer reißen und für Geld mit Fremden darum ringen, so ist ein großer Teil ihrer ursprünglichen Weihe dahin; sie sind in ihrem Geldeswerte errungen und nicht still, man möchte sagen, wie ein Heiligthum ererbt. Solcherlei Gedanken waren es, worüber der Konradle oft den Kopf schüttelte, wenn ihm ein altes Hausgerät zugeschlagen wurde, und als das in schwarzen Sammet eingebundene Gesangbuch der Mutter mit den silbernen Spangen und den silbernen Buckeln zum Verkaufe kam und ein Trödler das Silber in der Hand wog, um das Gewicht zu schätzen, schoß ihm alles Blut in den Kopf; er steigerte das Gesangbuch um hohen Preis. Endlich kam die Kiste an die Reihe. Der Michel räusperte sich laut und betrachtete mit einem herausfordernden Blick seinen Bruder; er setzte sogleich eine namhafte Summe drauf; der Konradle bot schnell einen Gulden mehr, ohne dabei aufzuschauen, und er zählte die Knöpfe an seinem Wams, der Michel aber bot, sich keck umschauend, höher; kein Fremder steigerte mit, und von den Brüdern wollte zum Hohne keiner dem andern die Streitfache lassen; ein jeder dachte auch bei sich: du brauchst ja nur die Hälfte zu bezahlen, und so gingen sie immer höher und höher, und endlich wurde die Kiste für mehr als das fünffache ihres Wertes, für achtundzwanzig Gulden, dem Konradle zugeschlagen.

Jetzt erst schaute er auf, und sein Gesicht war völlig verändert, Hohn und Spott sprachen aus den weitaufgerissenen Augen und dem vorgebeugten Antlitz: „Wenn du stirbst, so schenk' ich dir die Kist', daß man dich drein 'neinlegt,“ jagte er zitternd vor Wut zum Michel. Und das waren die letzten Worte, die er seit vierzehn Jahren zu ihm gesprochen hat.

Im ganzen Dorfe wurde die Kistengeschichte zu allerlei Spaß und Lustbarkeit benutzt, und wo einer den Konradle sah, sprach er davon, wie schändlich der Michel gehandelt habe, und der Konradle rebete sich immer mehr in Wut gegen seinen Bruder hinein.

Auch sonst waren die beiden Brüder verschiedener Sinnesart, und sie gingen auch ihre verschiedenen Wege.

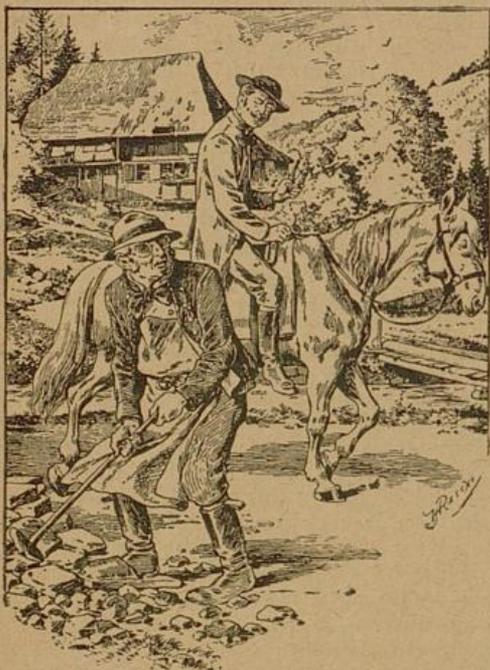
Der Konradle hielt sich eine Kuh, die er mit der Kuh seines Nachbarn Christian zur Feldarbeit zusammenspannte, in der übrigen Zeit schlug er für fünfzehn Kreuzer des Tages Steine auf der Straße. Auch war der Konradle sehr kurzichtig, er trat unsicher auf, und wenn er

sich Feuer schlug, brachte er den Zunder immer nahe zur Nase, um dadurch gewiß zu sein, daß er brenne; und man hieß ihn, da er außerdem von kurzer, untergesetzter Gestalt war, der „blind' Konradle“.

Der Michel hingegen war das gerade Gegenpiel; er war lang und hager und schritt ganz sicher einher; er trug sich vollkommen bäurisch, nicht weil er ein besonderer Bauer war, denn er war eigentlich gar keiner, sondern weil ihm das zu seinem Handel sehr förderlich war; er handelte nämlich mit alten Pferden, und die Leute haben weit mehr Zutrauen zu einem Pferde, das sie von einem bäurisch gekleideten Manne kaufen. Der Michel war ein verdorbener Hufschmied; er verpachtete und verkaufte zum Teil seine Aecker, legte sich ganz auf den Pferdehandel und führte dabei ein Herrenleben. Er war eine wichtige Person in der ganzen Gegend; er kannte auf sechs acht Stunden im Umkreis, im Württembergischen, im ganzen Sigmaringer und im Heginger „Ländle“ und bis ins Badijche hinein den Zustand und Bestand der Ställe so gut wie ein großer Staatsmann die Berichte fremder Staaten und die Stellung der Kabinette; und wie dieser in den Zeitungen, so forschte der Michel die Stimmung des Volkes in den Wirtshäusern aus. Er betrieb den Handel freilich auf sonderbare Art. Er färbte dem Gaul die Haare über den Augen, er feilte die Zähne, und wenn das arme Tier auch nichts mehr als Kleien fressen konnte und beim andern Futter verhungern mußte, ihn kümmernte das wenig, denn er schlug es auf dem nächsten Markte unfehlbar wieder los. Dabei hatte er seine besonderen Kunststückchen: er stellte einen Helfershelfer auf, der zum Scheine einen Tausch mit ihm machen wollte: sie lärmten dabei ungeheuer; dann rief aber der Michel laut: „Ich kann nicht tauschen, ich hab' kein Futter und keinen Platz, und wenn ich den Gaul für eine Karolin weggeben muß, fort muß er!“ — Oder er machte es noch gescheiter: er stellte für ein paar Kreuzer ein dummes Bäuerrchen hin, gab ihm den Gaul, ließ sich ihn vorreiten und sagte: „Wenn ein rechter Bauer das Tier hätt', da könnt' man einen schönen Gaul hinfüttern, das Gestell ist überaus, die Knochen sind englisch, dem fehlt nichts als Fleisch, und da ist er seine zwanzig Karolin' wert;“ dann brachte er einen Käufer, bedingte sich ein Unterhändlergeld und erhielt beim Verkauf seines eigenen Pferdes noch einen Nebenprofiß.

Am meisten war Michel den gerichtlichen Kunden feind, in denen man gegen die Hauptfehler Gewährschaft leisten mußte: er ließ, wenn es drauf und dran kam, lieber noch ein paar Gulden nach, ehe er solche Verbindlichkeiten einging; dabei hatte er aber doch manchen Prozeß

der den Gaul samt dem Gewinnst auftraß. Aber es liegt in dieser Art von Leben, von freiem, arbeitslosem Herumstreifen etwas so Verführerisches, und der Michel rechnete immer auch wieder eins ins andere, daß er vom Pferdehandel nicht lassen konnte. Sein Grundsatz war: „ich geh' nicht vom Markt, gepatscht muß sein“



Wenn der Michel so zu Markte ritt, da sah er seinen Bruder halb mitleidig, halb höhnisch an.

Damit meinte er, ein Handel muß abgeschlossen sein, wobei man die Hände schallend zusammenschlägt.

Wenn der Michel so zu Markte ritt oder vom Markte heimfuhr, und der Konradle an der Straße Steine schlug, da sah er seinen Bruder halb mitleidig, halb höhnisch an, denn er dachte: „O du armer Schelm, schlägst Stein von morgens bis abends um fünfzehn Kreuzer, und ich verdiene, wenn's nur ein bißle gut geht, fünfzehn Gulden.“

Der Konradle, der das mit seinen blöden Augen doch bemerkte, schlug dann auf die Steine, daß die Splinter weit umherspritzten.

Wollen aber sehen, wer es weiter bringt, der Michel oder der Konradle.

Der Michel war einer der beliebtesten Unterhaltungsmenschen im ganzen Dorfe, denn er konnte Tag und Nacht immerfort erzählen, so viel Schliche und Striche wußte er, und er kannte auch Gott und die Welt. Eigentlich, Gott kannte er wenig, obgleich er manchmal in die Kirche ging, denn davon kann sich auf dem

Laude keiner ganz ausschließen; aber er ging eben in die Kirche wie gar viele, ohne etwas dabei zu denken und sein Leben darnach einzurichten.

Der Konradle hatte auch seine Untugenden, und dazu gehörte besonders sein Haß gegen seinen Bruder und die Art, wie er denselben äußerte; wenn man ihn fragte: „wie geht's deinem Michel?“ antwortete er immer: „dem geht's noch so,“ dabei machte er unter dem Kinn mit beiden Händen, als ob er einen Knoten schlinge; dann fuhr er nach beiden Seiten aus und streckte die Zunge heraus; er wollte, wie leicht erkenntlich, damit sagen: der wird noch gehenkt.

Natürlich sparten die Leute diese Frage nicht sehr, und es war immer ein besonderes Hallo, wenn man den Konradle zu seiner feststehenden Antwort brachte.

Auch sonst schürten die Leute den Haß der Brüder, nicht gerade immer aus Bosheit, sondern weil es ihnen Spaß machte; der Michel aber zuckte nur verächtlich die Achseln, wenn man von dem „armen Schelm“ sprach.

Sie blieben die Brüder in einer Stube; wenn sie sich nun in dem Wirtshause oder bei ihrer Schwester trafen, ging immer schnell einer von ihnen fort.

Niemand dachte mehr daran, sie zu versöhnen, und wenn zwei Leute in Feindschaft miteinander waren, hieß es sprichwörtlich: „Die leben wie der Michel und der Konradle.“

Zu Hause redeten die beiden kein Wort, wenn sie sich begegneten, ja sie sahen sich nicht einmal an. Dennoch, wenn einer merkte, daß der andere unwohl im Bette lag, ging er den weiten Weg zu der Schwester, die in der Froschgasse wohnte, und sagte: „Gang' auf, i glaub', es ischt ihm ät reacht;“ und dann arbeitete ein jeder von den Brüdern gewiß leise und ohne Geräusch, um den andern nicht zu stören.

Außer dem Hause aber und unter den Leuten lebten sie in gleichmäßiger Feindschaft, und niemand dachte daran, daß noch ein Funke von Liebe in ihnen sei.

Das dauerte nun in das vierzehnte Jahr. Dem Michel war unter dem vielen Hin- und Herhandeln das Geld von seinen verkauften zwei Aekern durch die Finger gefallen, er wußte nicht wie; der Konradle aber hatte sich von einem Auswanderer noch einen Acker gekauft und fast ganz bezahlt. Der Michel gab sich nun meist damit ab, anderen Leuten beim Handel behilflich zu sein, und er dachte daran, durch den Verkauf eines neuen Ackers sich wieder flott und selbsthandelnd zu machen.

„Und es kam ein neuer König in Aegypten,“ diesen Vers im zweiten Buch Moses, Kapitel 1 Vers 8, konnten die Leute im Dorf auf eine eigene Weise auf sich anwenden. Der alte

Pfarrer war gestorben, er war ein guter Herr, aber er ließ alles gehen, wie es ging; der neue Pfarrer, der in das Dorf gekommen war, war ein eifriger junger Mann, er wollte alles in Ordnung bringen, und er brachte auch vieles zustande, wie noch zu merken ist.

Es war an einem Sonntage nach der Mittagskirche, die Leute saßen beieinander auf dem Bauholz für das neue Feuersprizgenhaus neben dem Rathausbrunnen; auch der Michel war mit darunter, er saß gebückt da und kaute spielend an einem Strohhalme. Da ging der Peter, der fünfjährige Bub des Schackerles Hannes, vorbei; einer rief das Kind herbei und sagte in die Tasche greifend: „Guck, Peter, du kriegst ein Häufle Ruß, wenn du dem Konradle nachmachst; wie macht der Konradle?“ Der Bub aber schüttelte abwehrend den Kopf, denn er war ein Aufgeweckter und fürchtete den anwesenden Michel; aber er wurde festgehalten und fast gezwungen, und endlich machte er das Knotenschlingen, das Ausziehen und das Jungausstrecken; es war ein Gelächter, daß man's durch das halbe Dorf hörte. Als nun der Bub seine Nüsse haben wollte, zeigte sich's, daß der Bersprecher keine hatte, und neues Gelächter entstand, als der Knabe mit Füßen nach dem Betrüger ausjagte.

Der neue Pfarrer war indes den kleinen Hügel am Rathause herabgekommen, er war stehengeblieben und hatte dem ganzen Handel zugehört; als nun der Knabe für seine dringende Forderung noch geprügelt werden sollte, da trat der Pfarrer schnell herzu und riß das Kind weg; alle Bauern standen schnell auf und rissen die Mützen vom Kopfe. Der Pfarrer nahm den Heiligenpfleger, der mit darunter gewesen war, mit durch das Dorf und ließ sich von ihm alles erzählen; er ersuhr nun die Feindschaft der Brüder und alles, was wir bereits wissen.

Am Samstag darauf wurde der Konradle, als er mitten im Dorf Steine schlug, auf morgen früh nach der Kirche zum Pfarrer vorgeladen; er glockte verwundert drein, die Pfeife ging ihm aus, und einige Augenblicke lang blieb der Stein unter seinem mit einem Brette besohlenen Fuße unzerspalten; er konnte sich gar nicht denken, was es im Pfarrhause gebe, lieber wär' er gleich hingegangen.

Den Michel traf die Vorladung, als er gerade einem alten Gaul „seine Sonntagsstiefel schmierte“, so hieß er nämlich das Aufputzen der Hufe; er piff dann eine leichtfertige Liedweise, hörte aber doch mitten drin auf, denn er wußte wohl, was es morgen geben würde. Er war froh, daß er sich noch auf eine tüchtig gesalzene Gegenpredigt vorbereiten konnte; ein paar Brocken davon murmelte er schon jetzt leise vor sich hin.

Am Sonntag morgen hielt der Pfarrer eine Predigt über den Text Psalm 129: „Siehe, wie gut und wie lieblich ist's, wenn Brüder beisammen sitzen.“ Er zeigte, wie alles Glück und alle Freude auf Erden halb und nichtig ist, wenn wir es nicht mit denen teilen, die unter demselben Mutterherzen wie wir geruht; er zeigte, wie die Eltern diesseits nicht glücklich und jenseits nicht selig werden können, deren Kinder Haß, Neid und Bosheit trennt; er wies auf das Beispiel von Cain und Abel hin und zeigte, wie der Brudermord die erste giftige Frucht des Sündenfalls war. Alles dies und noch viel mehr sprach der Pfarrer mit klangvoller, donnernder Stimme, so daß die Bauern von ihr sagten: „sie drückt die Wänd' auseinander“; aber freilich ist es oft fast noch leichter, die Wände auseinanderzudrücken, als die verhärtete verschlossene Brust der Menschen zu öffnen. Die Bärbel weinte bittere Tränen über die Hartherzigkeit ihrer Brüder, und obgleich der Pfarrer zehnmal wiederholte, er meine nicht diesen oder jenen, sondern jeder möge die Hand aufs Herz legen und sich fragen, ob er die echte Liebe gegen die Seinigen habe, so dachte eben doch jeder: „das geht auf den Michel und den Konradle, das ist bloß für die gemünzt.“

Diese beiden standen nicht weit voneinander; der Michel kaute an seiner Mütze, die er zwischen den Zähnen hielt, der Konradle aber hörte mit offenem Munde zu, und als sich einmal die Blicke beider begegneten, fiel dem Michel die Mütze aus der Hand, und er bückte sich schnell.

Die Orgel machte einen sanften beruhigenden Schluß; aber noch ehe die letzten Töne verklungen waren, war der Michel aus der Kirche und stand vor der Thür des Pfarrhauses. Sie war noch verschlossen; er ging in den Garten, lange stand er hier an den Bienenstöcken und sah dem emsigen Treiben der Tierchen zu:

„Die wissen's nit, daß Sunntig isch,“

und er dachte: „Du hast auch keinen Sonntag bei deinem Handel, denn du hast auch keinen rechten Werktag,“ und er dachte wieder: wie viel hundert Geschwister in so einem Bienenstocke beieinander wohnen, und alle arbeiten wie die Alten; aber er blieb nicht lange bei derlei Gedanken, sondern er nahm sich vor, sich von dem Pfarrer keine Trense aufsetzen zu lassen, und als er nach dem Gottesacker drüber sah, dachte er an die letzten Worte Konradles, und seine Fäuste ballten sich.

Im Pfarrhause traf der Michel den Pfarrer und den Konradle schon in eifrigem Gespräch beisammen; der Pfarrer stand auf, er schien den Ankömmling nicht mehr erwartet zu haben, er bot Michel einen Stuhl an; auf seinen Bruder deutend, erwiderte aber Michel: „Herr Pfarrer,

alle Achtung vor Euch, aber ich setz' mich nicht nieder, wo der da ist; Herr Pfarrer, Ihr seid erst kurz im Dorf, Ihr wisset nicht, was der für ein Augenbeutel ist, das ist ein scheinheiliger Duckmäuser, hat's aber faustdick hinter den Ohren. Alle Kinder machen ihm nach," fuhr er zähneknirschend fort, „wie geht's deinem Michel?" Er machte nun ebenfalls die unsätsfam bekannten Gewohnheiten, dann sagte er wieder zitternd vor Wut: „Herr Pfarrer, der da ist an meinem Unglück schuldig, er hat mir den Frieden im Haus verschenkt, und ich hab' mich dem Teufel mit seinem Kofshandel ergeben — du hast mir's prophezeit," sagte er, auf seinen Bruder losfahrend, „ich häng' mich noch an einem Kofshalfter auf, aber zuerst mußt du dran."

Der Pfarrer ließ die beiden Brüder austoben, er gebrauchte seine Würde nur insoweit, um sie von Tätlichkeiten zurückzuhalten; er wußte wohl, daß, wenn der langverhaltene Ingrimms ausgehütet, auch die Liebe zum Vorschein kommen müsse. Aber er täuschte sich doch noch halb.



Alles im Dorfe schaute auf und freute sich, als man den Michel und den Konradle Hand in Hand den kleinen Hügel am Rathause herunterkommen sah.

Endlich saßen die beiden Brüder wortlos und nur noch laut atmend da, keiner regte sich; da sprach der Pfarrer zuerst mit sanften Worten, er eröffnete alle verborgenen Falten des Herzens: es half nichts, die beiden sahen zur Erde. — Der Pfarrer schilderte ihnen die Qualen ihrer Eltern im Jenseits; der Konradle seufzte,

aber er sah nicht auf; da jahte der Pfarrer alle seine Kraft zusammen, seine Stimme dröhnte wie die eines strafenden Propheten, er schilderte ihnen, wie sie nach ihrem Tode vor den Richterstuhl des Herrn kommen und der Herr ruft: „Wehe! Wehe! Wehe! ihr habt verstockten Herzens in Haß gelebt, ihr habt die Bruderhand einander entzogen, gehet hin aneinandergeschmiedet, verschmachtet ewig in der Hölle.“

Alles war stille, der Konradle wischte sich mit seinem Aermel die Tränen ab, dann stand er auf und sagte: „Michel!“

Der Angeredete hatte seit so vielen Jahren diesen Ton nicht gehört, daß er plötzlich aufschaute, und der Konradle trat näher und sagte: „Michel, verzeh!“ — Die Hände der Brüder lagen fest ineinander, die Hand des Pfarrers wie segnend darauf.

Alles im Dorfe schaute auf und freute sich, als man den Michel und den Konradle Hand in Hand den kleinen Hügel am Rathause herunterkommen sah.

Bis nach Hause ließen sie ihre Hand nicht los, es war, als ob sie die lange Entbehrung einbringen müßten; zu Hause aber rissen sie schnell die Hängeschlösser ab, dann gingen sie in den Garten und stürzten den Baum um; so viel Kohl auch dabei zugrunde ging, dies Zeichen der Zwietracht mußte fort.

Dann gingen sie zu ihrer Schwester und aßen an einem Tisch nebeneinander. Nachmittags saßen die beiden Brüder in der Kirche und ein jeder hielt eine Seite von dem Gesangbuche der Mutter in der Hand. Ihr ganzes Leben ward fortan wiederum ein einziges.

Ein Mahnwort.

Der Hinkende hat an alle Einsender eine ernste Bitte: künftig sich eines möglichst reinen, fremdwortfreien Deutsch zu befleißigen, eines Deutsch, wie es uns von den Schöpfern unserer Edelsprache als echtes Gold überliefert worden ist. Wir haben unter strengem Kriegsgebot so vieles entbehren lernen — verzichten wir auch auf fremdländischen Flitter in Rede und Schrift! Wer am deutschen Sprachschatz sich veründigt, gleicht er nicht dem, der Wasser unter den Wein mischt? Fort mit der Ansicht, als ob ein Gepräng undentlicher Ausdrücke der Bildung wahres Kennzeichen sei! Der deutsche Sprachschatz ist so reich und gestaltungsfähig, daß er der fremden Zutaten nicht braucht. Wer deutsch fühlt, der rede und schreibe deutsch! Den Hinkenden aber soll es freuen, wenn seine Mahnung bei allen, die es angeht, auf guten Boden fällt.